

Kapitel 42 Kikerikie Motherfucker! (Guinea)

Der Weg bis nach Labé, der nächsten Stadt mit Anschluss an die Hauptstrasse, ist nicht ganz so schwer zu fahren wie die Piste seit Maliville. Kurz vor der Stadt erreiche ich dann die zehntausend Kilometer Grenze. Anlass um kurz abzusteigen, ein Foto mit dem Stativ zu machen, zu rasten und wieder weiterzufahren. Bleiben nur noch etwa 38000 Kilometer, bis ich wieder zuhause bin. Das lässt sich gut in zweieinhalb Jahren schaffen.

In Labé selbst bleibe ich nicht lange. Die Stadt ist nichts Besonderes, chaotisch und überfüllt. Einige wenige heruntergekommene Gebäude zeugen noch von ihrer Bedeutung aus der Kolonialzeit. Hier kann ich aber wieder einmal Lebensmittel auffüllen und neue Reparatursachen kaufen. Kabelbinder, Sekundenkleber, Klebeband, Schlauchflicken, Nähgarn. Nach dem Mittagessen bin ich schon wieder auf der Strasse in Richtung Süden.



Die Landschaft beginnt sich langsam zu verändern. Die Savanne weicht

dem Buschland und schliesslich dem Regenwald. Dieser ragt teilweise bis ganz an den Rand der Strasse, Grosse Bäume und Lianen prägen das Bild. Doch richtig dichter Wald ist meist nur die Ausnahme. Vielerorts wurden grosse Flächen abgeholzt. Das Holz wird vor allem zur Produktion von Holzkohle verwendet, dass in grossen Plastikverbundsäcken am Strassenrand verkauft wird. Jede Frau kocht mit Holzkohle, entsprechend hoch ist der Bedarf. Die dadurch abgeholzten Flächen wieder aufzuforsten, daran denkt hier niemand. So kommt es, dass dichter Wald nur noch in kleinen unzusammenhängenden Flecken existiert. Dazwischen macht sich braches Land breit. Trotz allem ist es nach der Savanne ein willkommener Anblick, wieder so viel Grün zu sehen. Es ist Trockenzeit und Staub liegt in der Luft, aber die Temperaturen sind erträglicher geworden.

Ich fahre gerne durch diese Landschaft, immer mal wieder bieten Bäume Schatten in dem ich mich ausruhen kann. Mein Essen besorge ich mir bei den Leuten am Strassenrand. Manchmal steht nur ein kleines Tischchen vor dem Haus, auf dem angeboten wird, was man gerade übrig hat. Bananen, Mangos, Ananas, Gemüse, Erdnüsse. Es dauert dann immer einen Moment, bis mich jemand entdeckt und mir die Sachen auf dem Tischchen verkauft. Und endlich ist Mangosaison, endlich kann ich die frischen Früchte vor Ort probieren. Hier bekommt man auch viele andere Früchte. Eine willkommene Ergänzung zu Baguette und Haferflocken.

Mittags bin ich zumeist in einer der Strassenküchen am Essen. Aus wackeligen Brettern zusammengenagelt, kann man dort auf den Bänken am Tisch verweilen, bis die Hitze des Mittags vorbei ist. Gegessen wird, was auf den Tisch kommt. Extrawurst hat in Afrika sowieso Hausverbot. Meistens besteht das Essen dann aus Reis, einer scharfen Sauce, Hühnchen oder geräuchertem Fisch. Bevor ich dann am Abend einen Platz zum Schlafen suche, fülle ich meine Taschen noch mit Obst. An den Strassenrändern, wo es Ausweichstellen gibt, versammeln sich oft Dutzende Frauen, die den Vorbeifahrenden ihre Feldfrüchte anbieten. Mangos, Bananen, riesige Avocados, Ananas Papayas. Das lustige dabei ist, dass von diesen zwölf Frauen alle exakt dasselbe anbieten. Alle verkaufen Mangos. Alle verkaufen Bananen. Zwölf Frauen haben ihre Waren in der exakt gleichen Weise vor sich aufgebaut. Man hat jetzt nur die Wahl bei wem man kauft, aber nicht was, da ja alle das gleiche haben. Die erste junge und hübsche Frau, die mich anlächelt, zu der gehe ich hin. Ich frage nach dem Preis und beginne zu feilschen. Sofort habe ich natürlich auch alle anderen Frauen um mich herum. Alle wollen sie mir Mango verkaufen. Ich kaufe drei Stück, bei der, die den besten Preis macht. Nun

will natürlich jede der anderen Frauen, dass ich ebenfalls noch bei ihr eine Mango kaufe. Es braucht dann jeweils doch einiges an Überzeugungsarbeit, um ihnen klar zu machen, dass ich einfach keinen Platz mehr auf dem Fahrrad habe. Sobald ich das geschafft habe, bleibt ein wenig Zeit, um mich mit ihnen zu unterhalten, bevor ich weiterfahre.

Fünfhundert Meter weiter dann dasselbe Spiel. Diesmal mit Avocados. Wieder ein Dutzend Frauen, die nur Avocados verkaufen. Wieder ein Dutzend Frauen, die ich überzeugen muss, dass ich nicht mehr Platz auf dem Fahrrad habe.

Und dann hat da Afrika auch irgendwie noch so eine Besonderheit: Wenn man was bekommt, findet man es später nicht wieder. Ich kann den ganzen Tag an Ständen mit Mangos vorbeifahren. Aber wegen dem Gewicht und Volumen, will ich diese erst Abends für das Abendessen kaufen. Ob ihr's glaubt oder nicht, ab diesem Moment, an dem ich mich entscheide Mangos zu kaufen, kommen keine Stände mit Mangos mehr. Ich kann mir das nicht erklären, aber es ist mir sehr oft so ergangen. Bananen, Reparaturzeugs, Milchpulver, Haferflocken. Bis zu dem Moment, an dem ich es aktiv suche, weil ich es brauche, gibt es das überall. Dann nicht mehr. Darum habe ich mir irgendwann angewöhnt keine Gelegenheit auszulassen, wenn ich wieder etwas Nützliches oder Leckeres finde. Eine zweite Gelegenheit wird höchstwahrscheinlich nämlich nicht wiederkommen.



Die Hauptstrasse ist in einem ganz passablen Zustand, aber dafür höllisch gefährlich. Jeder, vom kleinen Mopedfahrer, bis zum achtzig Tonnen Anhängerzug scheint nur ein Ziel zu kennen. Möglichst schnell von A nach B zu kommen ohne Rücksicht auf Verluste. Die Fahrzeuge sind dabei in ebenso desolatem Zustand wie ihre Fahrer. Bremsen kommt nicht in Frage. Selbst auf engen, unübersichtlichen Passstrassen wird mit vollem Tempo überholt. Oft kann ich mich nur knapp von der Strasse herunter retten. Einige Male gibt es aber keine Ausweichmöglichkeit, entlang der Passstrassen und so manches Mal entgehe ich nur knapp dem Tode. Auch im Dorf, wo Kinder am Spielen sind, wird noch komme was wolle mit vollem Tempo durchgefahren. Die Kinder müssen offenbar früh lernen, nicht in die Nähe der Strasse zu gehen, wenn sie überleben wollen. Die Auswirkungen dieser Fahrweise, lässt sich etwa einmal pro Kilometer sehen. Auto- und LKW-Wracks, brutal eingedellt und zusammengedrückt, liegen im Strassengraben oder aufgewickelt um einen Baum.

Wieder einmal kann ich vor mir eine Polizeikontrolle erkennen. Ein kleines Häuschen dient der Verwaltung und dem Schutz vor der Sonne. Äste, die in Sandhaufen auf der Strasse stehen, bilden eine Barriere. Etwa zehn Polizisten stehen im und um das Gebäude herum. Ein einzelner steht an der Strasse und kontrolliert die Fahrer. Wenn diese denn überhaupt anhalten möchten. Ich selbst bin zu langsam, um den Polizisten davon zu fahren, also werde ich angehalten und kontrolliert. Zwei freundliche Polizisten nehmen meine Personalien auf und fragen mich ein wenig aus. Dabei geht es diesmal nicht darum, Schmiergeld abzugreifen, sondern nur um reine Neugierde, darüber was einen weissen Mann auf dem Fahrrad hierher verschlägt. Während einer der Polizisten mit meinem Pass im

Häuschen verschwindet um meine Personalien festzuhalten, rede ich ein wenig mit den umstehenden Polizisten.

Hinter mir wird gerade ein Mann in einem Kombi angehalten, die Papiere werden geprüft. So ganz fahrtüchtig ist sein bis aufs Dach beladene Gefährt aber nicht. Die Papiere scheinen in Ordnung zu sein, er darf weiterfahren. Die Fahrtüchtigkeit des Gefährts scheint dabei nicht von Belang zu sein. Hätte er etwas von den Papieren nicht dabei gehabt, er hätte wohl nicht angehalten und wäre einfach weitergefahren.

Den Polizisten tue ich auch meinen Unmut, über die Fahrweise der Leute kund. «Ja, die Fahrer sind sehr gefährlich», stimmen sie mir zu. Das war auch schon alles über dieses Thema.

Da kommt ein grosser Laster angefahren. Völlig überladen, und auch nicht mehr in bestem Zustand. Einer der Polizisten stellt sich mit geschwellter Brust auf die Strasse und bedeutet ihm mit erhobener Hand anzuhalten: «HAAAAAALT. STOOOOOPPPP!!!!!»

Doch der Fahrer verlangsamt noch nicht.

«HAAAAALLLLLLTTTT!!!», wiederholt der Polizist ein wenig verunsichert.

Der Fahrer denkt immer noch nicht daran, vom Gas runterzugehen.

«Haaalt! Haaalt! Haaallt!» Versucht es der Polizist ein letztes Mal, während er beide Arme hochreist, bevor er sich gerade noch so mit einem letzten Satz auf die andere Seite der Strasse retten kann. Der Laster braust einfach so vorbei.

Jetzt springen natürlich alle umstehenden Polizisten auf. Das Nagelband wird gezogen, die anderen Polizeisperren über Funk alarmiert, zwei Fahrzeuge nehmen die Verfolgung auf, das Nummernschild wird notiert und der Zentrale gemeldet. Eine riesen Hetzjagd beginnt.

So jedenfalls wäre es in Europa gelaufen. Aber das hier ist Guinea. Hier läuft das Leben anders.

Der Staub legt sich ein wenig. Der Laster verschwindet in der Ferne. Der Polizist rappelt sich wieder auf, sieht dem Laster wehmütig hinterher, zuckt mit den Schultern und sagt: «Tja, da kann man halt nichts machen». Nichts weiter passiert. Keiner der Polizisten ist auch nur aufgestanden.

Einsatzfahrzeuge gibt es auch nur ein einziges, und das ist ein Kombi für fünf Leute. Nicht einmal der nächste Kontrollposten wird informiert.

Warum machen die Polizisten da nichts. Ich verstehe das nicht. Nett und hilfsbereit sind die Polizisten im Allgemeinen ja schon, aber wenn sie ihren Job machen würden, wäre ich nicht permanent in Lebensgefahr. So habe ich gemischte Gefühle über die Polizei in Guinea.

Später hat mir dann einmal ein Polizist erklärt warum das mit Untätigkeit der Polizei so ist: «Die LKW-Fahrer stehen auch immer unter enormem Zeitdruck. Sind sie zu langsam, verlieren sie ihren Job. Um die langen Fahrten zu meistern, nehmen viele Drogen, die sie wachhalten, manche schlafen eine ganze Woche nicht um zu fahren, damit sie ihre Familien ernähren können. Wir haben kein wirklich funktionierendes Rechtssystem in Guinea. Wenn einer der LKW-Fahrer ins Gefängnis kommt, weil er betrunken gefahren ist oder einen Unfall mit Toten verursacht hat, dann ruft der seinen Chef an. Dieser ruft wiederum ein paar Leute an und noch am gleichen Abend ist er ohne Konsequenzen auf freiem Fuss. Was sollen wir da überhaupt noch Leute verhaften? Und weil es kein Rechtssystem gibt und viel Geld in die falschen Taschen fliesst, erhalten wir nur unregelmässig Lohn. Viele Polizisten sind deswegen dazu übergegangen, mit Korruption ihr Gehalt aufzubessern. Das vernichtet schliesslich dann das gesamte Rechtssystem».

Die Korruption darf man an dieser Stelle aber nicht als etwas Notwendiges betrachten, das den Polizisten ein Einkommen beschert, und es somit verharmlosen. Bei Korruption geht es auch immer um Macht und darum sich selbst auf Kosten anderer zu bereichern. Daran ist nichts Ehrenhaftes. Im Gegenteil, jeder der sich mit Korruption bereichert, und sei es auch nur um seine Familie zu ernähren, vergrössert damit die Probleme von allen.

Ich lasse die Polizeisperre hinter mir und fahre weiter. Es sind noch einige Tage bis nach Conakry. Es ist Trockenzeit, und die berühmten, grossen Wasserfälle von Pita und die Chutes de Konkoure führen kaum Wasser. In der Regenzeit mögen sie beeindruckend sein, doch jetzt sind sie nur ein kleiner Bach, der über Felsen fliesst. Dafür hat sich der Abstecher nicht wirklich gelohnt.

Wann immer möglich, das heisst wenn ich ein Plätzchen finde, wo ich vor neugierigen Blicken geschützt bin, zelte ich wild. Doch manchmal funktioniert das nicht. Meistens, weil auf jedes Dorf an der Strasse ein weiteres Dorf folgt. Manchmal werde ich eingeladen, wenn ich kurz anhalte und nach ein wenig Wasser frage, aber manchmal bin ich in einer Stadt oder Städtchen und mag abends nicht mehr weiterfahren. Ein Hotel will ich mir nicht leisten. Zum Glück gibt es da immer noch die Gendarmerie. Sie ist eigentlich die Militärpolizei des Landes, aber in Friedenszeiten übernimmt sie auch Aufgaben der Polizei. Wieder einmal bin ich an einem Abend in einem grösseren Dorf, das zum Grossteil aus Ziegelhütten besteht. Die Gendarmerie ist nicht schwer zu erkennen. Gross prangt das Logo der Einheit, ein Löwe, auf dem einstöckigen Bau mit den gelben Wänden. Bei den Strassenkontrollen betonen die Gendarmen immer wieder, dass sie für die Sicherheit der Leute verantwortlich sind, und dass sie auch auf mich aufpassen. So habe ich auch keine Skrupel, direkt auf einen der Gendarmen, in seiner grünen Uniform, zuzugehen und direkt nach einem Platz für die Nacht zu fragen. Der Clou ist, dabei nach einem «sicheren Platz» für das Zelt zu fragen. Wird man sonst gerne an die örtliche Herberge verwiesen, macht diese Formulierung klar, dass man einfach nur sein Zelt aufstellen will. Dieser Trick funktioniert übrigens in ganz Afrika.

So auch diesmal. Ein junger Gendarme nimmt sich meiner an, und nimmt mich mit hinein. Das Fahrrad bleibt erstmal draussen stehen. Von den nackten Wänden des Gebäudes blättert der Putz ab. Im Eingangsraum stehen zwei schiefe Holzbänke, zwei Mopeds und in der Ecke ein alter Fernseher. Das Fenster ist vergittert, aber ohne Glas. Ich sage den zwei anderen Gendarmen Hallo und setze mich dann erstmal auf einen der Bänke. Der Kommandant des Postens wird informiert. Bis er Zeit für mich hat, rede ich ein wenig mit den Gendarmen über meine Reise und dies und das.



Dann ruft mich der Kommandant in sein Büro. Ein ebenso karger Raum, wie der Eingangsraum. Grosse Berge von Akten türmen sich auf dem Boden und auf seinem Schreibtisch. Darauf liegt ein grosses, dickes Buch mit Protokolleinträgen. Vor lauter Akten ist gerade genug Platz für dieses Buch und die Reste eines Frühstücks mit Ei. Der Mann in der grünen Uniform, hinter dem Schreibtisch, stellt sich mir als Kommandant des Postens vor. Er ist um die fünfunddreissig, einen Kopf grösser als ich und muskelbepackt. Trotz seiner mächtigen Erscheinung scheint er freundlich und hilfsbereit zu sein. Als erstes werden meine Personalien in dem grossen Buch festgehalten. Dazu wischt er erstmal die Eierschalen und Brotkrümel vom Tisch, bevor er sich daran macht, mit einem Stift und Lineal, Feld um Feld auszufüllen. Dann noch der Vermerk «hat hier übernachtet».

Damit sind die Formalitäten erledigt, doch entlassen bin ich noch nicht. Der Kommandant ist sehr interessiert an meiner Reise, vor allem an den technischen Aspekten. Wie organisiere ich die Route, wie flicke ich das Fahrrad, wo bekomme ich Wasser her. Endlich mal einer, der sich für mehr als nur die üblichen Sachen interessiert. Wir reden eine ganze Weile, dann wird er zu einem Einsatz gerufen. In der Zwischenzeit, kann ich mein Fahrrad in den Vorraum stellen, und in einem Nebenraum mit nur einer alten Matratze, meine Matte aufstellen. Sogar duschen kann ich. In landestypischer Manier, hinter dem Haus, in einer Art Duschvorhang aus Ästen und Plastikplanen, mit einem Eimer. Perfekt. Wieder im Vorraum, fällt mir der Gockel auf, der an eines der Mopeds gebunden ist. Ab und an tut er seine Position mit einem lauten Krähen kund.

«Was ist denn das da?» frage ich einen der Gendarmen.

«Ach, das ist der Gockel vom Chef», antwortet er.

Ich bin verwirrt. «Ja wie jetzt? Als Abendessen oder als Frühstück oder wie?»

«Ne, Ne, das ist einfach der Gockel vom Chef, der bleibt hier.» Als er das gesagt hat, fängt der Gockel wieder aus vollem Hals an zu krähen.

«Ach so, der lauteste von allen, tut aber gar nichts. Das muss der Chef selbst sein»

«Ja genau, du hast erfasst», antwortet er mit einem Grinsen im Gesicht.

«Du aber sag mal... Mit dem Vieh in der Hütte wird das heute Nacht nichts mit schlafen oder?»

«Ach da mach dir keine Sorgen, sobald es dunkel ist, dann ist der ruhig und morgen ist er nicht allzu früh wach.»

«Da bin ich ja beruhigt».

«KIIIIKKKKKEEEERRRIIIKKIIIIIIIEEEEE», kräht der Gockel erneut. Das sollte noch den ganzen Abend so gehen.

Auf meine Frage wo es denn hier etwas zu essen gibt, werde ich von einem der Beamten direkt eingeladen. Fisch und Reis. Das Essen wird direkt in die Gendarmerie von einer nahen Strassenküche geliefert. Der junge Koch, der es bringt, ist sehr interessiert an meiner Reise.

Wir kommen auf das Thema unseres Berufs zu sprechen. Er hat in ein paar Imbissbuden gearbeitet und würde gerne nach Europa gehen und dort eine Ausbildung machen. Ich begegne vielen Leuten, die nach Europa wollen, um dort Geld für ihre Familien zu verdienen und eine gute Ausbildung machen zu können. Doch die wenigsten wissen, wie hart das Leben in Europa sein kann, wenn man keine gute Ausbildung und nur wenig Geld hat. Das zu erklären, dass man auch in der Schweiz für sein Geld hart arbeiten muss, ist nie einfach. Tief sitzt die Vorstellung vom reichen Europa, wo man nicht für sein Geld arbeiten muss. Viele Leute wollen, dass ich ihnen ein Visum für die Schweiz besorge. In ihrer Vorstellung ist ein Visum ein Ticket nach Europa das einem Zugang zum Geld verschafft. Oder jedenfalls so ähnlich.

Doch George, der junge Koch, weiss, was ein Visum ist und wie man es bekommt: «Ich bin schon drei Mal zur Schweizer Botschaft in Conakry gegangen, um mich für ein Arbeitsvisum zu bewerben. Jedes Mal hat es 150 Dollar gekostet, doch es wurde immer abgelehnt. Ohne Begründung und das Geld wurde einfach eingesackt. Das sind für mich jedes Mal die Ersparnisse von einem halben Jahr. Ich weiss nicht, was ich falsch gemacht habe. Sie haben es mir nie gesagt. Sie haben einfach nur das Geld eingesteckt.»

Sein Fehler ist, dass er Afrikaner, schwarz, und ohne anerkannte Ausbildung ist. Solche Menschen sind in der Schweiz nicht gerne gesehen. Das klingt jetzt nach einem schweren Vorwurf des Rassismus und genau das soll es auch sein. Wie tief der Rassismus im Alltag verankert ist, merkt man schon, wenn man eine beliebige Schweizer oder Deutsche Zeitung aufschlägt. Bei Straftätern wird immer die Herkunft an erster Stelle genannt, am besten in Kombination mit «Muslim». Nicht der Beruf, nicht der Wohnort, nicht eine der anderen Eigenschaften die einem Menschen seine Identität geben werden hervorgehoben. Hauptsache die Betonung liegt auf «Ausländer und kriminell». George ist jung, eifrig, motiviert, spricht fließend Französisch und hat schon ein wenig Erfahrung im Lebensmittelbereich. Und der Schweizer Gastronomie und auch im Handwerk fehlen Lehrlinge. Doch wird er nie einen Job in einem Schweizer Restaurant bekommen. Dafür sorgen die Visabehörden. Einem weissen Südafrikaner in dieser Situation, jetzt nur als Beispiel, hätte man wohl an seiner Stelle sogar ein Stipendium vermittelt.

Ich weiss von afrikanischen Musikern, die bereits für Konzerte in Europa gebucht worden sind. Den Vertrag für die Auftritte in der Tasche, brauchten sie nur noch ein Visum. Doch es wurde mehrmals abgelehnt, sogar ohne jegliche Begründung. Die Musiker konnten nicht an ihre Auftritte anreisen. Die Ungleichbehandlung der Menschen aus Drittweltländern, wenn es um Visa geht, ist eine der Ursachen für illegale Flüchtlinge in Europa. Eine Ursache, über die nie gesprochen wird. Wenn es auf legalem Wege nicht möglich ist, nach Europa zu gehen, um eine bessere Ausbildung und eine Zukunft für seine Familie zu erhalten, dann bleibt nur noch das überladene Flüchtlingsboot auf dem Mittelmeer. Und genau das passiert.

Für George bleibt da nur eine Möglichkeit. Er muss in Westafrika bleiben, von Restaurant zu Restaurant ziehen, Erfahrungen in Restaurants sammeln, bis er es eines Tages in eine Chefkochposition in einem guten Restaurant aufsteigen kann. Dass er es in die Schweiz schaffen wird, das scheint für ihn unmöglich zu sein. Wenn sie ihm wenigstens das Geld wieder zurückgegeben hätten. Die Reiche Schweiz könnte es sich doch leisten.

Wir reden noch ein wenig über alles Mögliche, dann schickt ihn einer der Gendarmen, um auch für ihn was zu essen zu holen. Der Abend ist noch jung. Ich unterhalte mich mit den Gendarmen, der Kommandant ist nun auch hinzugekommen. Wir kommen auf das Thema Sport zu sprechen. Als ich erwähne, dass ich in meiner Freizeit Thaiboxen mache, soll ich ihnen ein paar Techniken zeigen. Wir stehen also in dem kleinen Vorraum, während ich unserem Zweimetermann zeige, wie man einen

